

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 30 (2023)
Heft: 1: Der bittere Geschmack des Archivs = Le goût amer de l'archive

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Oliver Kühschelm

Einkaufen als nationale Verpflichtung

Zur Genealogie nationaler
Ökonomien in Österreich und der
Schweiz 1920–1980

München, De Gruyter Oldenbourg 2021, 636 S., € 119.95

Die Grenzen wirtschaftlicher Globalisierung sind derzeit in aller Munde und der Wirtschaftsnationalismus treibt mit Zollschranken und anderen Handelsbeschränkungen vielfältige neue Blüten. Insofern ist Oliver Kühschelms Studie zum «Einkaufen als nationaler Verpflichtung» hochaktuell, schaut er sich doch die praktische und diskursive «Genealogie nationaler Ökonomien» an den Beispielen Österreichs und der Schweiz im 20. Jahrhundert an. Konkret geht es Kühschelm dabei um sogenannte Buy-national-Appelle zum Konsum «heimischer» Produkte wie die «Schweizerwochen» oder die Kampagnen zum Kauf österreichischer Waren von der Zwischenkriegszeit bis in die 1980er-Jahre. Eine solche Politisierung des Konsums zum Schutze des «eigenen» produzierenden Gewerbes spielte für den Wirtschaftsnationalismus in der Konsummoderne eine zunehmend wichtige Rolle, mit nationaler (Buy American Act, 1933), imperialer («Empire Marketing» im UK), aber auch antikolonialer («Swadeshi» in Indien) Stossrichtung. Die Arbeit, 2017 als Habilitationsschrift an der Universität Wien angenommen, leistet dabei nicht nur einen Beitrag zur politischen Geschichte des Konsums, sondern ebenso zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte «kleiner» nationaler Ökonomien, die im Hinblick auf die globale Marktintegration wie auch auf

ihr nationales Selbstverständnis oft einen sehr eigenen Weg in die Weltwirtschaft gegangen sind.

Auf über 500 Seiten nimmt Kühschelm das Phänomen der Buy-national-Bewegungen in Österreich und der Schweiz aus sehr unterschiedlichen Perspektiven in den Blick und vermeidet dabei ein schlicht chronologisch gestricktes Narrativ. Im ersten Abschnitt des Buches stehen Akteure wie Einzelhandelsunternehmen, Arbeiterorganisationen, neue Expert*innen der Werbewirtschaft oder die Konsumierenden selbst im Vordergrund. Mehr als staatliche Organisationen waren es in der Regel gewerbliche Interessen, aber auch zivilgesellschaftliche Akteure wie Frauenverbände und Konsumgenossenschaften, die eine diskursive Nationalisierung des Konsums in den beiden Ländern vorantrieben. Der zweite Grossabschnitt der Studie fragt danach, wie die «nationalen» Ökonomien diskursiv konstruiert und inszeniert wurden. Kühschelm analysiert die moralisierende Sprache der Kampagnen, die insbesondere weibliche Konsumentebürgerinnen in die Pflicht nehmen wollte und dabei immer wieder auch an konservativ-traditionale Denkfiguren des frühmodernen Kameralismus anknüpfte. Der Konsum von Importwaren galt letztlich als Verlust für die imaginierte Nation: ein «Loch» in der Kasse, das es zu stopfen gelte. Der abschliessende Teil der Arbeit widmet sich dann detailliert verschiedenen Medien, in denen dieser Konsumnationalismus verhandelt wurde. Neben dem zentralen Medium des Plakats fällt der Blick auch auf publikumswirksame Satierezeitschriften, verschiedene Formen der Moralpredigt sowie Schulaufsätze und

Lehrlingsmagazine, die sich das individuelle Konsumverhalten als nationale Erziehungsaufgabe vornahmen.

Einkaufen als nationale Verpflichtung verzichtet auf eine streng systematisch-vergleichende Struktur und führt die Argumentation vielmehr anhand von spezifischen Fallstudien aus beiden Ländern aus. Dabei arbeitet Kühschelm zahlreiche Parallelen zwischen beiden nationalen Ökonomien heraus, die als kleine Staaten zwar zunehmend prosperierten, sich jedoch mit starken Nachbarn und konkurrierenden Importwaren aus Frankreich, Deutschland und nicht zuletzt den USA auseinandersetzen mussten. Dabei galt es, den richtigen Ton zu finden, denn ein übersteigerter, allzu aggressiver Wirtschaftsnationalismus war nicht im allgemeinen Interesse kleiner exportorientierter Ökonomien. Die Hochphase der Kampagnen mit aufwendigen Plakataktionen und breiter medialer Resonanz findet sich in beiden Ländern jeweils in der Zwischenkriegszeit, während die öffentliche Aufmerksamkeit in den Nachkriegsjahren dann deutlich abfiel. Gleichzeitig bleiben die Unterschiede zwischen beiden Ländern signifikant. Während der österreichische Konsumnationalismus in sozial-korporatistische Strukturen eingebunden war und dabei unter anderem stärker die Interessen der Arbeiterschaft mit einzubinden versuchte, blieben die «Schweizerwochen» vornehmlich in liberal-bürgerliche Vorstellungen einer nationalen Ökonomie eingebettet. Nicht unbedeutend war zudem das über weite Strecken des 20. Jahrhunderts deutlich höhere Konsumniveau in der Schweiz, dem der österreichische Lebensstandard bis in die Nachkriegszeit hinterherhinkte. Entwicklungen von Wohlstandsniveau, Konsum und Handel diskutiert Kühschelm empirisch fundiert und statistisch abgesichert, doch die eigentliche Basis der Arbeit ist ein breiter Fundus quali-

tativer Quellen. Methodisch reflektiert im Vorgehen verbindet die Studie Wirtschafts- und Kulturgeschichte durch detaillierte Diskurs- und Medienanalysen. Besonders hervorzuheben ist dabei ihre Sensibilität für die Bedeutung von Genderperspektiven etwa in wiederkehrenden Debatten um «weiblichen Konsum» und «männliche Arbeit», die Vorstellungen von nationalen Ökonomien im 20. Jahrhundert grundlegend prägten. Der Konstruktion des Nationalen durch Inklusion und Ausgrenzung auch im Ökonomischen schenkt Kühschelm ebenfalls die gebotene Aufmerksamkeit. Deutschnationale Töne prägten insbesondere den österreichischen Diskurs der 1930er-Jahre, doch war auch die Schweiz bis in die Nachkriegszeit vor einer gewissen Konsumxenophobie nicht gefeit. Mit grossem Gewinn lesen sich schliesslich die Medienanalysen zu Karikaturen oder dem schweizerischen Satiremagazin *Der Nebelspalter*, welche wichtige Einblicke in die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung der Buy-national-Kampagnen in beiden Ländern gewähren.

Mit *Einkaufen als nationale Verpflichtung* legt Kühschelm insgesamt eine fundierte, kenntnisreiche und souverän präsentierte Studie vor, die für zukünftige Arbeiten zur modernen Konsumgeschichte Österreichs oder der Schweiz grundlegend sein wird. Durch zahlreiche transnationale Querverweise auf Entwicklungen in den USA, Deutschland und insbesondere im Vereinigten Königreich bettet die Arbeit ihre Fallstudien zudem immer wieder in internationale Zusammenhänge ein. Gleichwohl hätte sich der Rezensent prägnantere Thesen und pointiertere Aussagen zum allgemeinen Phänomen der Buy-national-Kampagnen im 20. Jahrhundert gewünscht. Welche Bedeutung haben die Kampagnen in Österreich und der Schweiz für die breitere Geschichte des Wirtschaftsnationalismus? So bleibt etwa

die Rolle der (heute oft treibenden) staatlichen Akteure in den vorgestellten Fällen überraschend blass: Ist dies unter Umständen eine Besonderheit kleinerer, stärker exportabhängiger Staaten oder wie ist dies in die breitere Geschichte des Konsumnationalismus im 20. Jahrhunderts einzuordnen? Manche Argumentationsstränge der Studie verlieren auch durch die Vielzahl von Detailstudien und Exkursen ein wenig an Kontur. Gleichwohl kann man die Arbeit als einen wichtigen Beitrag zur jüngsten Debatte um die Grenzen von Globalisierung beziehungsweise Deglobalisierung seit der Zwischenkriegszeit lesen. Nicht zuletzt der oft vernachlässigte Blick auf kleinere europäische Volkswirtschaften erlaubt dabei eine hilfreiche Perspektivverschiebung.

Jan Logemann (Göttingen)

Caroline Arni
Lauter Frauen
Zwölf historische Porträts

Basel, Echtzeit, 2022 (2. Auflage), 188 S., Fr. 32.–

Wie ist dieses ungewöhnliche Buch einer Historikerin adäquat zu rezensieren? Wie dem Inhalt, wie der Sprache gerecht zu werden? Sind mit diesem Buch auch ein Schreibexperiment und ein Seitenhieb in Richtung allzu akademischer Geschichtsschreibung intendiert? Entgegen der vorherrschenden historiografischen Tradition hebt die Autorin hervor, wie der Erkenntnisprozess durch das Persönliche geprägt ist. Die Lektüre regt daher auch persönliche Gedanken zum zeithistorischen Kontext an, in dem es entstanden ist.

Das Buch enthält zwölf Porträts von Frauen, von denen eine zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert, zwei im 18., zwei zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, drei zwischen dem 19. und 20. und vier im 20. Jahrhundert gelebt haben. Alle Le-

bensgeschichten weisen einen Konnex zur Schweiz auf, sechs von ihnen sind 2019 im Magazin *NZZ Geschichte* als Teil einer Reihe über Frauen in der Schweizer Geschichte erschienen, die anderen sechs setzen diese Serie fort. Nur das allererste Porträt sticht hervor, da es sich um eine Annäherung an die Lebensgeschichte der Grossmutter der Autorin handelt. In der Differenz zwischen den klingenden Namen der anderen und jenem der unbekannteren Grossmutter liegen die beiden Dilemmata der Biografie: zum einen angewiesen zu sein auf Quellen – mündliche Berichte oder Dokumente –, um verfasst werden zu können, zum anderen, dass sich das Interesse des Marktes an bereits bekannten Namen orientiert. Das Porträt der Grossmutter der Autorin steht somit stellvertretend für alle Frauen, die in ihrem Leben kaum Spuren hinterlassen jenseits der unmittelbaren Lebenswelt ihrer Familie, ihrer Nachbarschaft, Arbeitskollegen und Freundinnen, also einer Gedächtnisgemeinschaft, die im Gegensatz zur historischen Zunft privates Erinnern pflegt. Bedeutet die Hinwendung zur eigenen Grossmutter eine Distanzierung von jener Art der Geschichtsschreibung, die noch vorgibt, objektiv und neutral zu berichten, wie es gewesen war?

Die Integration des Grossmutterporträts ist auch Ausdruck des sehr persönlichen Zugangs von Caroline Arni zu allen Lebensgeschichten der hier vorgestellten Frauen. Die Auswahl fiel, so die Autorin, gerade auf Lebensgeschichten mit Widersprüchen. Diese basierten nicht zuletzt auf all dem, was (diesen) Frauen zugemutet wurde, wobei einige dieser Zumutungen erst aus heutiger Sicht als solche erkannt und benannt werden können. Eine weitere Gemeinsamkeit der hier versammelten Porträts: Für alle war Freiheit ein Thema, etwa indem sie in bestimmten Situationen so frei waren, etwas Unerwartetes zu tun, das gegen Normen ver- und

andere vor den Kopf stiess. Sei es die Äbtissin Katharina von Zimmern, die sich die Freiheit nahm, den Verzicht auf die Abtei zu erklären und zu heiraten, sei es die Salonière und Philosophin Julie Bondeli, für die Freiheit bedeutete, sich nicht zu verheiraten, kinderlos zu leben und zuletzt mit ihrer Freundin zusammenzuwohnen. Die Dienstmagd Anna Göldi, die immer wieder aus dem sklavenähnlichen Dasein im häuslichen Dienst ausbrach, bis ihr in einer Art Hexenprozess die Freiheit, zu leben, genommen wurde. Eine weitere Frau, Pauline Buisson, wurde in den 1770er-Jahren als Sklavin, vielleicht Hebamme, von Saint-Domingue nach Yverdon mitgenommen – aber wie viel Freiheit wurde ihr dort zugestanden? Die Schriftstellerin Germaine de Staël, die sich das Denken, Schreiben und Meinen «anmasste», und die Kämpferin für Freiheit und Demokratie Emma Herwegh. Emilie Kempin-Spyri, die 1886 vor dem Schweizer Bundesgericht erklärte, dass die Bundesverfassung die volle rechtliche Gleichstellung der Geschlechter postulierte. Catherine Colomb, die ihre Freiheit im Schreiben fand. Goldy Parin-Matthèy, Miterfinderin der Ethnopsychoanalyse. Sie und ihre Kollegen wollten in Erfahrung bringen, ob eine Erziehung zu freieren, glücklicheren Menschen jenseits der zerstörerischen abendländischen Kultur möglich wäre. Und schliesslich Meret Oppenheim und Iris von Roten, beide verknüpft mit der in den 1970er-Jahren aufkommenden Frauenbefreiungsbewegung, die eine im Bereich der Kunst, die andere als Vordenkerin des Feminismus. «Überall liegen Prüfsteine der Freiheit» (171), heisst es an einer Stelle des Buches.

Erzählt wird nicht eine Geschichte der Zahlen und Fakten, die es zu memorieren gilt, nicht eine Geschichte, die Strukturen beschreibt, und auch keine Biografie, die aus Dokumenten minutiös ein Leben rekonstruieren möchte.

Eine andere Art der Geschichtsschreibung: eine, die den Imaginationen, die jeden Forschungsprozess begleiten, aber kaum je festgehalten und offengelegt werden, breiten Raum gewährt. Die Historikerin Caroline Arni – sie nennt sich selbst im Nachwort «eine Autorin» – verwendet dafür den Begriff der historischen Einbildungskraft, die nichts erfindet, aber auswählt, sortiert und komponiert, das eine mit dem andern in Zusammenhang bringt, dieses mit jenem verknüpft, auseinanderhält, weglässt (175).

Eine andere Art des Schreibens: eine, die Geschichten in einer poetischen Sprache erzählt. Die den Beziehungen im Leben der Menschen genauso viel Aufmerksamkeit schenkt, wie den einmaligen Ereignissen, mit denen die Protagonistinnen sich konfrontiert sahen. Die sich von aussen gleich einem imaginierten inneren Monolog der porträtierten Person nähert. Nicht ihr allein, sondern auch allen Personen um sie herum. Darin folgt die Autorin der Prämisse, dass Beziehungen im Leben der Menschen bedeutsam sind und daher auch für Biografien von Relevanz sind. Das Präsens als Erzählzeit scheint die Distanz der Leserinnen zum bereits Geschehen aufzuheben. Das Geschehen rückt nahe an uns heran. Zum einen werde ich als Leser in eine bestimmte Stimmung versetzt, zum andern herausgefordert, mich selbst im Geschehen wiederzufinden und Stellung zu Widersprüchlichem zu beziehen. Es ist mir nicht möglich, die Geschichte auf Distanz zu halten – sie wühlt mich auf, sie löst in mir Gefühle aus, ich muss für mich zu einer persönlichen Einschätzung finden, mein eigenes Porträt eines Porträts kreieren. Mit der Soziologin Liz Stanley gesprochen werden wir beim Lesen einer Biografie selbst zu Biografinnen und erschaffen unsere eigene autorisierte Version eines geschriebenen Lebens.

Eine befreite Art des Schreibens: Kein

lästiges Zitieren mittels hässlichen Fussnotenapparats. Stattdessen werden Literatur und Quellen, die den Schreibprozess initiiert und begleitet haben, den einzelnen Namen zugeordnet, im Anhang angeführt. Indem die Historikerin in die Rolle einer Autorin im Sinne einer historisch versierten Schriftstellerin schlüpft, gibt sie allerdings auch einiges an Transparenz auf, die das Lesen von Biografien als einen kritischen Akt der Aneignung erst ermöglicht: die Nachvollziehbarkeit einer Argumentation, Belege für Aussagen, die Offenlegung jener Kontexte, in denen Zitate entstanden sind. Arni zitiert viel aus Originalquellen, aber um den Erzählfluss nicht zu stören, fehlen häufig Angaben dazu, wo und wann eine Aussage getätigt wurde und in welchem Zusammenhang dies geschah.

Porträts von Frauen als Teil einer Frauengeschichte: selbstbezüglich und selbst historisierend. Zum Beispiel im Porträt von Meret Oppenheim. Das Jahr 1975 – in den Anfängen der zweiten Frauenbewegung – markierte den Beginn von Oppenheims Auseinandersetzung mit *Tausenden von Jahren im Patriarchat* und der (Un-)Möglichkeit, als Frau auch Künstler zu sein. Auch eine Reflexion über die eigene Schaffenskrise in den Jahren zwischen 1937 und 1954, «den Schatten ihrer schweren Jahre» (158), so Arni. Wenige Jahre später setzt sich Oppenheim wieder mit der Geschichte von Frauen auseinander: «Bettina Brentano, später von Arnim, geboren 1785, gestorben 1859 – sie schrieb verbotene Bücher und Briefe an den König, stritt für die Gleichheit der Frauen, der Juden, der Armen. 1804 bis 1806 schrieben Bettina und Karoline einander, und Meret liest mit, 1983.» (160) Mit Bettina von Arnim ist eine Autorin angesprochen, die Gesellschaftskritik poetisch in Briefe und Romane verwob. Die politisch wachsame Dichterin Bettina von Arnim als Inspiration für Caroline Arni?

Und Meret Oppenheims Radierungen als Hommage an die Freundinnen Günderröde – Arnim als Anregung für die Zeichnungen von Karoline Schreiber zu den Texten von Arni (161)?

Wie poetisch und zugleich geschlechtergerecht schreiben? Arni umgeht die im universitären Rahmen dafür übliche Signalsprache mit Doppelpunkt, Unterstrich oder Sternchen, indem sie in Aufzählungen abwechselnd die männliche und weibliche Form im Plural verwendet: «Tänzer, Künstlerinnen, Musiker» (157). Die Rezensentin hat sich gestattet, dieses Verfahren hier zu übernehmen.

Kunst oder Wissenschaft? Wer ist besser darin, die Wirklichkeit zu erfassen und anderen zu vermitteln? Die poetische Sprache, die grafische Gestaltung der Porträts – nicht zuletzt die den Text rahmenden Zeichnungen –, der Verzicht auf Fuss- oder Endnoten und anderes mehr vermitteln den Eindruck, es handle sich vorrangig um Kunst. Die im Nachwort skizzierten Intentionen der Autorin rücken den Text allerdings wieder in den Rahmen der Geschichtswissenschaft. Die hier porträtierten Frauen seien «je einzeln historische Ereignisse», die – «wie singulär und individuell auch immer ihre Persönlichkeiten und Lebensläufe sein mögen» (176), so die Autorin – «Einsicht in die Geschichte» geben würden, die «Geschichte der Arbeit, die Geschichte der Kunst, die Geschichte der Demokratie, die Geschichte der Ideen und so weiter». Hier redet die Historikerin jedoch ihren Anteil klein. Denn es ist ihre Perspektive, ihr Rahmen, in den sie eine Lebensgeschichte einbettet, ihre Wahl der Mittel, die historische Erkenntnisse ermöglichen. Ihre Bedeutung als Autorin wahrzunehmen ist essenziell: Erst wenn die auktoriale Zentralität anerkannt wird, kann eine kritische Reflexion des Forschungs- und Schreibprozesses stattfinden. Sowohl vonseiten der Biografin als auch vonseiten des Le-

sers. Für die Rezensentin ist es gerade das Zusammenspiel von Kunst und Wissenschaft, das die Lektüre dieses Bandes so reizvoll macht.

Ist es Zufall, dass dieser Band in umkämpften Zeiten wie diesen erscheint? Könnte er auch als eine Art Weltflucht, als Ausdruck einer inneren Emigration verstanden werden – die von der Autorin selbst nicht zwingend als solche wahrgenommen worden sein muss? Im Rückgriff auf vergangene Frauenleben Freiheitskämpfe zu thematisieren, ohne zur Frage gegenwärtiger Freiheitseinschränkungen angesichts von Pandemie, Überwachung, Propaganda und Krieg direkt Stellung zu beziehen? Oder ist mit diesem Werk vor allem eine Popularisierung von historischem Wissen intendiert, eine Popularisierung auch eigener Forschung? Der Erfolg des Buches – es ist 2021 in erster Auflage, 2022 bereits in zweiter Auflage erschienen – legt nahe, dass eine einfühlsame und reflektierte Auseinandersetzung mit Frauenbiografien zwischen Unfreiheit und Selbstbefreiung einen Nerv der Zeit trifft.

Corinna Oesch (Wien)

Tiphaine Robert
Des migrants et des revenants
 Une histoire des réfugiées et
 réfugiés hongrois en Suisse
 (1956–1963)

Neuchâtel, Alphil – Presses universitaires suisse, 2021,
 526 S., Fr. 39.– / Open-Access-E-Book

Das vorliegende Werk von Tiphaine Robert basiert auf ihrer 2019 an der Universität Freiburg im Üechtland abgeschlossenen Dissertation. Im Zentrum der etwas über 400-seitigen Studie (exklusive Annex) steht eine vernachlässigte Seite der Geschichte der Ungarnflüchtlinge von 1956, nämlich die der freiwilligen Rückkehr von ehemals Geflüchteten zurück

hinter den Eisernen Vorhang. Dabei handelt es sich nicht etwa um ein marginales Phänomen. Die Studie geht von 20 000–40 000 Menschen aus, die sich bis Anfang der 1960er-Jahre nach Ungarn repatriieren liessen (etwa 10–20 Prozent). Der Grund für die Forschungslücke liegt unter anderem darin, dass ihre Geschichte auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs verdrängt wurde. Im Westen entsprach sie nicht der Erfolgsgeschichte einer wirtschaftlich und moralisch attraktiveren «freien Welt». Im Osten gerieten die Rückkehrer*innen spätestens mit dem Ende des Kalten Krieges in Vergessenheit, hatten sich die Geflüchteten doch mit ihrer Rückkehr auf die Seite des alten Regimes gestellt. Wie Robert passend formuliert: «Ni bourreaux ni victimes, ils étaient devenus de fantômes oscillant entre deux mondes. Leur histoire n’existait plus.» (36)

Daraus ergibt sich auch der Titel des Buches. Zeitgenössisch als *redefectors*, Heimkehrer, oder einfach als «ceux qui reviennent» bezeichnet, verwendet Robert stattdessen den Begriff «revenants et revenants», ein Wortspiel, das den Prozess des Zurückkehrens mit dem geisterhaften Dasein dieser Personen in Gesellschaft und Geschichte vereint. Anhand des Beispiels der Schweiz verfolgt die Studie eine doppelte Fragestellung. Erstens interessiert sie sich für die Rückkehrer*innen selber: Wer waren sie und weshalb sind sie zurückgekehrt? Zweitens fragt sie nach dem zeitgenössischen Diskurs ihnen gegenüber: Wie haben die Behörden, Hilfswerke und die Presse das Phänomen interpretiert und darauf reagiert? Um diese Fragen zu beantworten, stützt sich das Werk auf eine beeindruckende Anzahl Quellen. Neben der Dokumentation zahlreicher Behörden und Hilfswerke in der Schweiz wurden auch staatliche und regionale Archive in Ungarn konsultiert. Dazu kommen eine breit angelegte Presseanalyse sowie ergänzend

Interviews mit ehemaligen Ungarnflüchtlingen.

Migrationstheoretisch geht die Studie davon aus, dass Migration nie «abschliessend» gedacht werden kann, sei es durch transnationale Kontakte oder eben eine spätere Rückkehr in ein ursprünglich zurückgelassenes Land. Migrationsentscheide werden als Resultat eines komplexen Zusammenspiels von wirtschaftlichen, sozialen, familialen und politischen Faktoren verstanden, die sich über die Zeit verändern und eine Rückkehr entweder begünstigen oder hemmen können. Die Studie beabsichtigt, diese Faktoren und deren zeitliche Entwicklung auf drei Ebenen zu untersuchen: in Bezug erstens auf das Herkunftsland, zweitens das Ankunftsland und drittens die persönliche Situation. Das Buch ist dazu chronologisch in drei Teile gegliedert.

Der erste Teil (*L'émigration*) beschreibt die Vorgeschichte und die Bedingungen der Fluchtbewegungen rund um den Aufstand vom Herbst 1956, im Zuge dessen allein im November etwa 80 000 Menschen das Land verliessen. Westliche Beobachter*innen sahen den Exodus in erster Linie als politischen Akt und machten die antikommunistische Haltung der Flüchtlinge zum Leitmotiv ihrer Berichterstattung. Laut Robert ist eine Kombination von Motiven wahrscheinlicher. Neben der Angst vor Repressionen und einer generellen Unvorhersehbarkeit der Situation spielten auch soziale und wirtschaftliche Aspekte eine wichtige Rolle. Einige gingen, um aus einer schwierigen familiären Situation auszubrechen, andere hegten Hoffnungen auf ein «besseres» Leben im Westen. Robert weist zudem darauf hin, dass die Flucht für viele nicht zwingend als permanent gedacht war. Einige rechneten damit, nach den Unruhen zurückzukehren, andere sahen es als vorübergehende Gelegenheit, im Westen Geld zu verdienen.

Unter welchen Bedingungen diese Menschen im Westen aufgenommen wurden, wird im zweiten Teil des Buches (*L'immigration*) behandelt. In der Schweiz empfingen Behörden und Bevölkerung die Flüchtlinge mehrheitlich mit offenen Armen. Die Solidarität war dem weitverbreiteten antikommunistischen Klima zu verdanken, angetrieben durch die ausführliche Berichterstattung der Medien. Robert zeigt aber überzeugend auf, wie die Aufnahme von Beginn weg von Problemen begleitet war und der anfängliche Enthusiasmus auf beiden Seiten rasch zu schwinden begann. Als grösster Reibungspunkt stellte sich die Arbeitsfrage heraus. In der Presse mehrten sich Berichte über Flüchtlinge, die ihren zugeteilten Arbeitsplatz nach kurzer Zeit wieder verliessen oder höhere Löhne verlangten. Dabei handelte es sich auch um eine Frage der Gleichstellung. Viele ungarische Frauen bemängelten die konservativen Anstellungsmöglichkeiten, die die Qualifikationen, die sie aus dem Heimatland mitbrachten, nicht berücksichtigten. Von Schweizer Seite wurde das Verhalten als «undankbar» abgetan. Das «Ungarnproblem» zog im öffentlichen Diskurs immer weitere Kreise und die Behörden mussten zur allgemeinen Geduld aufrufen. Gleichzeitig internierten sie Flüchtlinge, die zum Beispiel durch wiederholte Arbeitsverweigerung für des Asyls «unwürdig» erachtet wurden. Die Missverständnisse und daraus entstehenden Enttäuschungen trugen ihren Teil dazu bei, dass die Schweiz für einen Kreis der ungarischen Flüchtlinge an Attraktivität verlor.

Der dritte Teil (*Le retour*) ist den Repatriierungsbemühungen Ungarns und deren Folgen gewidmet. Bereits zu Beginn der Tauwetterperiode kam es in mehreren Ostblockstaaten zu Bemühungen, emigrierte Staatsangehörige zur Rückkehr zu bewegen. Nach 1956 erliess das Kádár-Regime insgesamt drei Generalam-

nestien (1956/57, 1961 und 1963), die von aufwendigen Propagandakampagnen begleitet waren. Diese zeigten auch in der Schweiz Wirkung. Bis Sommer 1962 hatten sich von knapp 14 000 Flüchtlingen über 1700 für eine Rückkehr nach Ungarn entschieden. Auch diese lief nicht reibungslos ab. Die ungarische Legation warf den Schweizer Behörden vor, die Rückkehrwilligen, insbesondere unbegleitete Kinder und Jugendliche, bei ihrer Entscheidung zu behindern. Anders lagen die Tatsachen bei internierten Flüchtlingen, deren Integration als «gescheitert» betrachtet wurde. Da eine Ausweisung aufgrund ihres geschützten Status unter der Genfer Flüchtlingskonvention nicht möglich war, wurde ihnen die Repatriierung als Ausweg aus der Internierung nahegelegt; eine (allerdings nicht offizielle) behördliche Praxis, die in den Quellen regelmässig auftaucht. Sowohl die Abschiebung «unerwünschter Elemente» wie auch die Behinderung rückkehrwilliger Ungar*innen wurden in der kommunistischen Presse breit kommentiert. In der bürgerlichen Presse stiess das Phänomen der Rückkehrer*innen dagegen auf wenig Interesse und Verständnis.

Weshalb sind also diese Leute zurückgekehrt? Die quantitative Profilanalyse gibt dazu teilweise Aufschluss. Darin zeigt sich, dass die Anzahl Repatriierungen während der drei Amnestien wenig überraschend anstieg. Interessanter ist, dass die Rückkehrer*innen im Vergleich zur gesamten ungarischen Flüchtlingspopulation überproportional aus westlichen, ruralen Grenzregionen kamen und beruflich weniger hoch qualifiziert waren. Robert schliesst daraus, dass die Flucht dieser Personen tendenziell weniger politisch motiviert war, sondern spontan und aus sozial oder wirtschaftlich opportunen Gründen geschah, was eine spätere Rückkehr begünstigte. Auf der persönlichen Ebene spielten professionelle, ma-

terielle und sentimentale Enttäuschungen in der Schweiz eine wichtige Rolle. Für verschuldete oder internierte Menschen stellte die Rückkehr eine Möglichkeit für einen Neuanfang dar. Dabei fällt auf, dass die Rückkehrer*innen ihre Entscheidung gegenüber den schweizerischen und ungarischen Behörden oft depolitisierten, während sie von aussenstehenden Beobachter*innen politisch aufgeladen wurde. Laut Robert ist die Rückkehr also ein «acte plutot politisé que politique» (401). Hier liegt gleichzeitig eine zentrale Erkenntnis und eine Herausforderung des Buches. Denn die Frage nach den «wahren» Repatriierungsgründen kann oft nicht vom politischen Diskurs darüber getrennt werden. Als Spielball im propagandistischen Kampf zwischen Ost und West war den Flüchtlingen durchaus bewusst, welche Antworten von welchen Behörden erwartet wurden. Das Buch anerkennt die Schwierigkeit zwischen politisiertem Diskurs und persönlichem Empfinden, zwischen Fremd- und Selbstzuschreibung zu unterscheiden, kann diese Spannung aber letztlich nicht komplett auflösen. Die Studie vermag letztlich mehr zum Diskurs *über* die Rückkehrer*innen und deren Instrumentalisierung auszusagen, als zur Erfahrungswelt der Flüchtlinge selber und zu den Gründen ihrer Rückkehr. Dennoch gibt das lesenswerte Buch einen tiefen Einblick in die Komplexität von Migrationsentscheidungen, die in der öffentlichen Wahrnehmung und in der Forschung zu oft als eindimensionale Prozesse verstanden werden. Indem es die ambivalente Geschichte der Rückkehrer*innen nachzeichnet, offenbart es ebenso viel über das Selbstverständnis der Schweizer Gesellschaft und die Grenzen des humanitären Asyls nach 1956.

Ramon Wiederkehr (Neuenburg)

Anina Zahn
Wider die Verunsicherung
 Arbeitslosenkomitees in der Schweiz,
 1975–2002

Zürich: Chronos, 2021, 339 S., Fr. 48.–

Die Arbeitslosigkeit war in der Schweiz im Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft des späten 20. Jahrhunderts ein weniger gravierendes Problem als in anderen Ländern und ist entsprechend schlechter erforscht. Nichtsdestotrotz war das Thema auch hierzulande nicht unbekannt und spielte zeitweise auf der politischen Agenda eine wichtige Rolle. Zwar konnte die Schweiz in der Wirtschaftskrise der 1970er-Jahre, die die «Trente Glorieuses» der Nachkriegszeit mit ihrer weitgehenden Vollbeschäftigung beendete, die Arbeitslosigkeit noch zu einem grossen Teil durch Nichterneuerung von Aufenthaltsbewilligungen stellenlos gewordener Ausländer*innen «exportieren». Jedoch stieg die Arbeitslosenquote in den frühen 1980er-Jahren auf über ein Prozent an, um dann in der langjährigen, durch das EWR-Nein noch verschärften Rezessions- und Stagnationsphase der 1990er-Jahre zeitweise auf über fünf Prozent zu klettern und danach nie mehr auf den Stand der 1980er-Jahre zurückzugehen.

Anina Zahns auf einer Basler Dissertation beruhendes Buch legt erstmals eine umfassende Untersuchung zum Thema Arbeitslosigkeit in der Schweiz im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts vor. Zahn fühlt sich dabei dem Ansatz einer Sozialstaatsgeschichte «von unten» verpflichtet. Im Zentrum stehen die Arbeitslosenkomitees der Städte Basel, Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne und Zürich, deren Entwicklung, Strukturen, Selbstverständnis und Aktionsrepertoire anhand eines umfangreichen Quellenkorpus rekonstruiert wird. Daraus entsteht eine dichte Analyse der prozesshaften und vielseitigen Aus-

einandersetzungen dieser Komitees mit der sozialen Sicherheit, den sozialstaatlichen Einrichtungen und der sozialpolitischen Agenda des Bundes und wird der Versuch der Komitees ersichtlich, einer verunsichernden Sozialpolitik eine kritische Praxis entgegenzusetzen.

Der erste Hauptteil rekonstruiert die Entwicklung der Arbeitslosenbewegung im betrachteten Zeitraum. Ab 1975 entstanden im Nachgang zur Erdölkrise die ersten Komitees, von denen sich die meisten bereits nach kurzer Zeit indessen wieder auflösten. Inspiriert waren die Komitees von den neuen sozialen Bewegungen der Post-68er-Zeit und der neuen Linken, organisatorisch lehnten sie sich zum Teil an kirchliche oder gewerkschaftliche Strukturen an. In der Mitgliedschaft dominierten Männer, die zuvor in der Industrie gearbeitet hatten und bereits politisch oder gewerkschaftlich aktiv gewesen waren. 1977 entstand mit der Schweizerischen Interessengemeinschaft für eine neue Arbeitslosenpolitik (SINAP) eine national tätige Arbeitslosenlobby. Eine erneute Phase von Komiteegründungen erfolgte angesichts eines signifikanten Anstiegs der Arbeitslosenzahlen zwischen 1982 und 1984. Nun inspirierten sich die Komitees teilweise an der Anti-AKW-Bewegung und den urbanen Jugendbewegungen der Vorjahre. Die Mitgliedschaft war im Vergleich zu den Komitees der 1970er-Jahre weiblicher und migrantischer. Ihren Höhepunkt erreichte die Arbeitslosenbewegung in der lang anhaltenden Rezession der Jahre 1991–1997. Der grösste politische Erfolg: 1997 ergriff das Arbeitslosenkomitee La Chaux-de-Fonds das Referendum gegen geplante Taggeldkürzungen und gewann in der nationalen Abstimmung überraschend. Erneut vernetzten sich die Komitees auf nationaler Ebene mit der Gründung der Vereinigung Schweizerischer Arbeitslosenkomitees (VESAK), bevor sie sich zwischen 1998

und 2002 angesichts des Übergangs zur Aktivierungspolitik entweder festigten und professionalisierten oder auflösten. Der zweite Hauptteil fokussiert die kritische Begleitung der Einführung und Entwicklung der Arbeitslosenversicherung durch die Arbeitslosenkomitees. Diese widerspiegelte die Ambivalenz des Sozialstaats, der einerseits Schutz bietet, andererseits kontrolliert und sanktioniert. Im Zentrum der Debatten um die Arbeitslosenversicherung stand denn auch die Frage, was der Sozialstaat leistet und welche Gegenleistungen die Arbeitslosen dafür erbringen müssen. Schlüsselmomente waren dabei die – zunächst provisorische, dann definitive – Einführung der obligatorischen Arbeitslosenversicherung zwischen 1976 und 1984 sowie deren Reformen während der 1990er-Jahre, die den Übergang zu einer Aktivierungspolitik brachten. Die Arbeitslosenkomitees machten in diesem Prozess vielfältig von direktdemokratischen Instrumenten wie Petitionen und Referenden Gebrauch, lobbyierten mit Briefen und organisierten Demonstrationen. In der Einführungsphase der Arbeitslosenversicherung forderten sie einen umfangreicheren Einbezug von Menschen ohne Arbeit in den Versicherungsschutz, längere Bezugsdauern und zum Teil auch höhere Versicherungsleistungen. In den 1990er-Jahren wehrten sie sich mit dem Schlagwort «Sozialabbau» gegen Leistungskürzungen. Hinzu kamen in der ganzen untersuchten Zeitspanne die Kritik an Kontrollen (besonders dem als demütigend empfundenen Stempeln) und Sanktionen sowie die Problematisierung des Konzepts der «zumutbaren» Arbeit. Der dritte Hauptteil analysiert Reformulierungen von Erwerbsarbeit in den Diskursen der Arbeitslosenbewegung. In den 1980er-Jahren versuchten die Arbeitslosenkomitees, sozialpolitische Instrumente umzudeuten, und brachten die Forderung

nach einer «Umverteilung» der Arbeit vor. In den 1990er-Jahren, als Wiedereingliederung zur obersten Maxime des Sozialstaats wurde, postulierten die Komitees neue Modelle der Sozialpolitik (insbesondere das Grundeinkommen), rezipierten Begriffe wie «Prekariat» und «Erwerbslosigkeit», die über die von der staatlichen Sozialpolitik abgesicherten Risiken hinausreichten, und verstanden sich zunehmend als Zusammenschlüsse von Arbeits- und Erwerbslosen (innerhalb und ausserhalb der Arbeitslosenversicherung), Armutsbetroffenen und «Prekären». Der letzte Hauptteil befasst sich mit der Funktion der Arbeitslosenkomitees als Teil der sozialen Sicherheit. Mit dem Aufbau von Beratungsstellen traten die Komitees in ein komplexes Verhältnis zu staatlichen Institutionen, dies insbesondere, als sie ab den 1990er-Jahren für ihre Dienstleistungen auch staatliche Subventionen erhielten. Die Beratungsstellen gaben Arbeitslosen in rechtlichen Fragen Auskunft und dienten auch als soziale Treffpunkte von Menschen in ähnlichen Situationen. Mit der Subventionierung wurde es auch möglich, temporäre Beschäftigungsplätze einzurichten. Nolens volens wurden die Komitees damit Teil des schweizerischen Systems sozialer Sicherheit mit seinem charakteristischen Neben- und Miteinander staatlicher und privater Trägerschaften. Einige Arbeitslosenkomitees reagierten darauf mit einer organisatorischen Trennung der staatlich unterstützten Beratungsstelle vom eigentlichen, auf politische Kampagnen fokussierten Komitee, um weiterhin gegenüber der offiziellen Sozialpolitik kritische Positionen vertreten zu können. Anina Zahns Buch ist eine gut strukturierte, auf einer umfassenden Quellenbasis beruhende und stets plausibel argumentierende Studie zu einem von der bisherigen historischen Forschung vernachlässigten Thema. Besonders spannend ist die Per-

spektive aus der Sicht der Arbeitslosenkomitees, die mit den makroökonomischen und politischen Entwicklungen geschickt verzahnt wird. Dadurch erfolgt nicht nur eine Annäherung an eine Alltags- und Emotionsgeschichte der Arbeitslosen, sondern kann auch die Genese beziehungsweise die schweizerische Rezeption verschiedener Konzepte und Diskurse aufgezeigt werden, die in der Folge in die allgemeinen sozialpolitischen Debatten Eingang fanden. Zahn leistet damit einen gewichtigen Beitrag sowohl zur Sozialstaatsgeschichte als auch zur Geschichte der neuen sozialen Bewegungen, dessen Lektüre sich für alle zeit- und sozialhistorisch Interessierten absolut lohnt.

Christian Koller (Zürich)